



Sensibler Berner Autor mit süditalienischen Wurzeln: Patric Marino, Absolvent des Literaturinstituts Biel.

Melonen, Fliegen und ein Fest für die Madonna

Der 22-jährige Autor Patric Marino legt mit «Nonno spricht» einen bezaubernden Erstling vor. Von Manfred Papst

Die Zugfahrt von Münsingen im Kanton Bern nach Guardavalle an der kalabrischen Küste dauert 18 Stunden und 43 Minuten. Sechsmal hat Patric Marino diese Reise unternommen, während er sein erstes, stark autobiografisch geprägtes Buch schrieb. Er erzählt in ihm von seinen süditalienischen Grosseltern, die 1959 als Gastarbeiter in die Schweiz kamen und inzwischen wieder einen Teil des Jahres in ihrer alten Heimat verbringen. Lange Jahre hat der Nonno in einer Bierbrauerei in Worb gearbeitet. Aus dem Ersparten hat er sich daheim ein Haus gebaut. Dort trifft sich die Familie.

Der Enkel, ein Berner Terzo, der im Schweizerdeutschen mehr zu Hause ist als im Italienischen, liebt seine Nonni. Als Kind war er mit den Eltern oft bei ihnen in den Ferien. Doch nun besucht er sie erstmals allein. Erkundet ihre Welt mit Neugier, Wehmut, offenen Sinnen, ergibt sich den abenteuerlichen Geschichten des Grossvaters so bereitwillig wie den Kochkünsten der Grossmutter. Auf bloss 78 Seiten lässt er vor uns eine farbig leuchtende, lebenspralle Welt erstehen.

Marinos Buch ist zunächst einmal eine Liebeserklärung an die süditalienische Kultur. Wir riechen Basilikum und Knoblauch, erfahren, wie man aus Limetten Schnaps macht und worauf es beim Trocknen von Tomaten ankommt, erleben das Teilen einer Was-

sermelone als so heiteres wie tiefsinniges Ritual. Wir erfahren aber auch viel über den Alltag, von der Prozession für die Madonna del Carmine bis zum Fussballspiel des lokalen Vereins gegen den des Nachbardorfs.

Patric Marino schildert diese Welt präzise, lakonisch, anschaulich, in Sätzen, die eine verblüffende Stilsicherheit verraten. Kein Zweifel: Er liebt die archaische Welt, aus der seine Familie kommt. Er saugt sie selig auf. Aber er vermeidet jeden Kitsch. Seine Prosa ist nicht nostalgisch. In Randbemerkungen erfahren wir, dass die Globalisierung auch vor diesem Dorf, das zur Hälfte am Meer und zur Hälfte in den Bergen liegt, nicht haltgemacht hat: Der Schäfer ist ein Inder, fürs Käsen ist eine Albanerin zuständig. Und die Geschichten des Grossvaters sorgen ohnehin dafür, dass nicht zu viel «Merian»-Atmosphäre aufkommt: Hier gibt es nicht nur Olivenöl aus steinernen Trögen und eine Unzahl skurriler Onkel und Tanten, sondern auch scheussliche Plastic-Stühle, einen stotternden Fiat Panda, billige Strandsandalen, einen Bruder, mit dem nicht zu reden ist.

Der Nonno erzählt Geschichten aus der guten alten Zeit, hält aber auch ungerührt fest, dass man Fliegen mit der Klappe immer zweimal totschlagen muss, weil sie sich nach dem ersten Hieb bloss tot stellen. Ohnehin trifft er bei seinen Mordanschlägen, wie der

Enkel beobachtet, erst einmal den Salat, den Käse, die Pfirsiche, bevor er dem böse brummenden Insekt den Garaus macht. Und ins Mobiltelefon brüllt er so laut, dass es eigentlich gar keines technischen Geräts bedürfte.

Patric Marinos Buch über die Heimat seiner Grosseltern ist von Respekt und Humor geprägt. Es beweist Sinn für Atmosphäre und Poesie. Sprachlich ist es schlicht, aber makellos. Da steht kein ungenaues, präventives Wort. Wir lauschen betörender Sprachmusik.

Wenn man dem Erstling dieses hochbegabten jungen Autors, der am Literaturinstitut Biel unter der Ägide von Beat Sterchi seinen Bachelor gemacht hat und sich nun weiteren germanistischen Studien zuwenden will, etwas vorhalten könnte, so wäre es allenfalls der Mangel an Dramatik. Die Aperçus aus dem in seiner pittoresken Armut anmutig erscheinenden italienischen Stiefel folgen aneinander, ohne dass es zu einer Verdichtung käme. Die Impressionen sind wie am Schnürchen aufgereiht. Es passiert nicht viel. Kleine Abenteuer, kleine Wahrnehmungen, kleine Reminiszenzen. Doch diese sind so klug und souverän gestaltet, dass wir die Prognose wagen: Hier ist ein Talent am Werk, von dem wir noch einiges hören werden.

Patric Marino: Nonno spricht. Lokwort, Bern 2012. 78 S., Fr. 21.80.

Wie der Hipster vom coolen Typen zum Hassobjekt wurde

Intellectuell akribisch und trotzdem gut lesbar: «Hipster» erklärt den Abstieg einer Subkultur und liefert eine luzide Analyse der Gegenwart. Von Regula Freuler

Der Hipster ist tot. Er ist zwar noch überall, aber er ist nicht mehr cool. Und wenn etwas den Hipster zum Jugendidol gemacht hat, dann das: cool zu sein. Vielleicht sollte man darum sagen: Der Hipster ist ein Untoter, der sein Unwesen in der Lifestyle-Industrie treibt. Seinetwegen zwingen sich auch noch nach Ende der nuller Dekade – der vitalen Phase des Hipsters – unter 35-Jährige in Röhrenjeans, tragen Hornbrillen und Schnauz oder Vollbart, gerne auch Tätowierungen, fahren Ein-Gang-Velos, vereinnahmen Amateurpornos und überhaupt alles ehemals Uncoole ironisch.

Was den Hipster in erster Linie kennzeichnet, ist sein exklusives Wissen darüber, welche Klubs, Bars, Läden, Marken gerade hip sind. «Existenzielles Besserwissen» nannte das die Pop-Kultur-Instanz Diedrich Diederichsen, «arrogant, unverbindlich, glamourös» sein Kollege Thomas Meinecke. Der «Priorismus» war bereits eine Eigenschaft der Hipster der vierziger Jahre, als der Begriff erstmals verwendet wurde. Er stand für Künstler wie den Jazzmusiker Thelonious Monk und den Schriftsteller Jack Kerouac, kreative Köpfe also, während die neuen Hipster nicht selbst kreativ tätig sind, sondern sich einfach im kreativen Sektor hervorragend auskennen.

Gerade dieses zur Schau gestellte Überlegenheitsgefühl machte den Hipster zum Hassobjekt – und zum Untersuchungsobjekt einer Gruppe von New Yorker Intellektuellen rund um das Magazin «n+1» und ihren Mitbegründer Mark Greif. Weil Greif die

Auswirkungen der zeitgenössischen Hipster-Kultur wie die Gentrifizierung so faszinierte, rief er 2009 zu einer Tagung. Die damals gehaltenen Vorträge, die Diskussion danach sowie Reaktionen darauf gab er unter dem Titel «What Was the Hipster?» in Buchform heraus. Für die deutsche Übersetzung nun kamen drei «Reaktionen von jenseits des Atlantiks» dazu.

Warum die zeitlich verzögerte Lektüre der «n+1»-Beiträge und ihre aktuelle Ergänzung so erhellend ist, liegt eigentlich auf der Hand und macht ihren bestechenden Reiz aus: Die Beschreibung einer (Sub-)Kultur kann nicht abschliessend sein, solange sie gegenwärtig ist. Wir sitzen also im Café und lesen eine ebenso kluge wie verständliche Analyse dessen, was am Nebentischchen sitzt: der Hipster-Mainstream. Und eben weil der Hipster zum Mainstream geworden ist, führt das Buch auch zum selbstkritischen Blick in den Spiegel – sofern man jener Generation angehört, die zu Beginn der nuller Jahre die erste Phase des neuen Hipstertums prägte: In den siebziger Jahren geboren, schlachteten die Hipster ästhetisch das Jahrzehnt ihrer Kindheit aus. Weshalb sonst lässt sich heute mit Polaroid-artigen Partyfotos und Fetzen aus dem Brockenhaus ein lukratives Geschäft machen?

Was kommt nach dem Hipster? Jener Typus junger Mensch, der mit Kopfhörern und Laptop im angesagten Café sitzt, total abgeschottet und gleichzeitig total vernetzt. Er zeltet nicht mit den Occupy-Leuten, unterstützt sie aber im virtuellen Raum. Ja, der Post-Hipster hat vielleicht sogar einen Funken politisches Bewusstsein. Vielleicht ist er auch nicht mehr so arrogant gegenüber seinem einstigen Feindbild, dem Touristen. So hat, wie «Spiegel»-Redaktor Tobias Rapp treffend schreibt, das Internet den Hipster an sein Ende gebracht: «Wenn jeder alles immer und überall wissen kann, dann ist der Hipster eben auch nur noch ein Tourist.»

Hipster. Eine transatlantische Diskussion. Hg. v. Mark Greif u. a. Deutsch von Niklas Hofmann, Tobias Moorstedt. Edition Suhrkamp, Berlin 2012. 207 S., Fr. 25.90.



Hornbrille, Gesichtsbehaarung, gekonnt vergammelt: der Hipster.

Helden ...

Fortsetzung von Seite 61

Alter Egos in Strumpfhosen nie peinlich (Filmkritik «The Avengers» siehe Box). Papier ist im besten Sinne des Wortes geduldig. Und die Illustrationen verfügen nicht zuletzt aufgrund ihrer Lückenhaftigkeit über eine Faszination: Die Phantasie des Lesers verbindet das Stakkato der Bildfolgen zu einem einmaligen phantastischen Fluss.

Auf diesen Bilderreigen setzte Stan Lee dann seine dramatischen Dialoge, gespickt mit Alliterationen, Wortwitz und Selbstironie. Er verkaufte seine Leserschaft nie für dumm, sondern forderte sie immer wieder heraus. Er liebte die Provokation und scheute auch das Risiko nicht. Mit seinen sterblichen Schöpfungen «The Fantastic Four», «The Hulk» und «Spider-Man» hatte er grossen Erfolg, aber nun musste etwas noch Grösseres her: ein Gott. Er war sich wohl bewusst, dass es ein heikles Unterfangen war, kam jedoch zur Überzeugung, dass der nordische

Donnergott Thor keine religiösen Gefühle verletzen sollte und erst noch über einen Hammer verfügte, mit dem er alles kurz und klein schlagen konnte. Um seine anachronistische Andersartigkeit zu verdeutlichen, liess Lee «Goldlöckchen», wie er ihn liebevoll nennt, in elisabethanischem Englisch sprechen. Mit solch komischen Kinkerlitzchen hat man inzwischen aufgeräumt. Heute zeichnet sich Thors Sprache in den Comics nur noch durch eine verschnörkelte Typografie und nicht durch seine Wortwahl aus. Die Redaktoren von heute trauen ihren Lesern weniger zu als Lee vor fünfzig Jahren.

In dieser Zeit ist die Zahl von Marvel-Charakteren auf über 9000 angewachsen. Immer wieder finden sie sich zu Teams zu-



Scarlett Johansson (l.) spielt als Natasha Romanoff die Frau im Männerbund.

sammen. Denn was ist besser als ein Superheld? Sechs Superhelden zum Beispiel wie bei den Avengers. In solchen Konstellationen prallen gerne die verquerten Weltanschauungen dieser Alphatierchen aufeinander. Was hat schon ein schnöseliger Milliardär in einem fliegenden Kampfanzug mit einem aufgetauten Supersoldaten aus dem Zweiten Weltkrieg gemein? Von einem grünen Riesen ganz zu schweigen, dessen Denkfähigkeit sich invers proportional zu seiner immensen Muskelkraft verhält. Es war denn auch diese Dynamik, die Regisseur und Drehbuchautor Joss Whedon zur Verfilmung führte: «Diese Leute gehören nicht zusammen und kommen nicht miteinander aus. Als

diese Dynamik ins Zentrum rückte, merkte ich, dass ich etwas zu diesen Personen zu sagen hatte», erklärt Whedon und legte den Protagonisten Marvel-gerechte Dialoge voller Schalk und Ironie in den Mund.

Dennoch verlieren Lees Kreationen und Kreaturen etwas von ihrem Charme auf der grossen Leinwand, was letztlich auf die notwendige Verdichtung der Geschichten und das visuelle Spektakel zurückzuführen ist. Im Kino sind selbst gebrochene Gestalten überlebensgross und damit konventioneller. In einer Gruppe wie den Avengers treten ihre persönlichen Probleme stärker in den Hintergrund. Marvel-Comic-Helden aber zehren von diesen, von den auseinanderbrechenden Beziehungskisten, den herzschwachen Tanten, die zu Hause warten, von den Zweifeln über die Richtigkeit ihrer Entscheidungen, der unkontrollierten Wut in ihrem Bauch. Bald gewinnen sie, bald verlieren sie. Oft sind sie mehr verhöhnt als geliebt von der Gesellschaft, um deren Anerkennung sie kämpfen. Aber dennoch sind sie Helden. Helden wie wir.